

Frau und Haus

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 51

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Vom Schenken. (Von einer Frau.)

Schenkst du so, daß es dir und den andern, den Beschenkten, Freude macht? Oder glaubst du vielleicht auch, du müßest nun die Anwendung des Geschenkes überwachen, nachforschen, ob die Gabe wirklich so angewandt wird, wie du es dir gedacht hast? Das ist namentlich bei Geldgeschenken oft der Fall. Wir denken nicht mehr an das Christuswort, daß die Linke nicht wissen soll, was die Rechte tut, im Gegenteil, die Linke weiß es sehr gut und auch der Kopf sinniert der Gabe nach und ärgert sich, wenn sie für unnütze Dinge, wie es dir scheint, vergeudet wird. Gewiß könnte man da haarsträubende Beispiele von unerhörter Gedankenlosigkeit erzählen. Da wird gesammelt für eine arme Familie, die neue Winterkleider bitter benötigt. Was ist das erste, das sie aus dem gesammelten Gelde kaufen? Eintrittsbillets für den Kino. Ist es möglich? Wenn die so haushalten, dann ist ihre Armut kein Rätsel. Während dem Kriege unterstützte sah man oft in den Conserveren ihr Mittagsbrot oder vielmehr ihre Mittagssuppe zu kochen. Und doch, warum regt man sich darüber auf? Warum urteilt man so strenge über diese armen Menschen, die jahraus jahrein im Schatten des Glückes stehen? Sie haben einen Hunger nach allem, was sich die Reichen ohne Gewissensbisse leisten können, daß sie das erste Geld, das ihnen geschenkt in die Hände kommt, zur Befriedigung solcher Wünsche verwenden. Glaubt ihr nicht, daß dieses Schwelgen sie, wenn auch nur für kurze Zeit, aus ihrer Not heraushebt, daß sie einen kurzen Augenblick die Sonnenstrahlen des vermeintlichen Glücks des Reichseins verspüren? Ich meine, wenn eine Gabe solche Glücksgefühle auslöst, dann hat sie gewiß ihre Aufgabe restlos erfüllt. Denn das bezwecken wir doch, ein bißchen Sonnenschein in ein armes Stübchen zu zaubern. Drum, wenn ihr auf Weihnachten schenkt, so schaut der Gabe nicht nach. Sie soll erfreuen, auf welche Art sie das tut, das darf uns nicht bekümmern. Wir gaben sie aus warmem Herzen, unsere rechte Hand löste sich ganz davon los, also soll sie auch ein Herz restlos erwärmen.

Taylorismus im Haushalt.

Wir kamen kürzlich im Aufsatz „Haushalt und Technik“ zum Schluß, daß die Technik, auch wenn sie noch so sehr vervollkommnet und in den Dienst des Haushaltes gestellt werde, allein nicht genüge, um eine wirklich rationelle Hausführung zu gewährleisten, daß sie allein die Arbeit der Hausfrau nicht in dem Maße erleichtere, wie es zum Wohl der oft überlasteten wünschenswert wäre. Dazu gehöre noch ein anderes: planmäßiges Denken, Wissen um die kräfteparendste und doch erfolgreichste Arbeitsmethode.

Jede Frau weiß, wie oft vom Mann die nie endenwollende Hausarbeit über die Achsel angeschaut wird, wie er oft nicht begreifen will, daß diese ganze Kraftausgabe und Hingabe auch

wirklich notwendig sei und wie hinter diesem ganzen Nichtbegreifenwollen und -können heimlich und offen der Vorwurf lauert: Ihr Frauen versteht nicht rationell zu arbeiten! Wir Männer wissen unsere Zeit ganz anders einzuteilen. Hat dieser Vorwurf eine Berechtigung?

Nein, werden da vorerst alle Frauen, dies einmal kollegial verbunden, antworten, nein, niemals. Und sie werden fortfahren: Erstens sorgen wir Frauen auch für die persönlichen kleinen Bedürfnisse der Männer, Schuhputzen, Knöpfemannähren, Wäsche, Kleider in Ordnung halten — kein Wunder, daß die Männer mehr Zeit zur Verfügung haben. Und zweitens wird nie ein Mann, der nicht einmal selber eine Haushaltung gut und gründlich leiten mußte, sich einen wirklichen Begriff machen von der Unsumme von Kleinram, von jenen an sich winzigen, zusammengefaßt aber so unendlich zeitraubenden Arbeiten und Arbeitchen, aus denen die Pflichten einer Frau und Mutter zusammengefaßt sind.

Aber es gibt auch eine Seite des Vorwurfes, die wir Hausfrauen nicht ohne weiteres zurückweisen dürfen. Unsere Hausführung ist in der Regel nicht so planmäßig durchgedacht, nicht so organisiert, wie sie es sein sollte. „Die unorganisierteste Arbeit der Welt“, nennt sie die amerikanische Hauswirtschaftlerin Irene Witte. Nicht nur Geheh und Recht, nein, auch die Art der Hausführung erbt sich „wie eine ewige Krankheit fort“.

Also ist die Behauptung des Mannes, er arbeite systematischer, überlegter, zweckentsprechender, wahr?

Antwort: Im allgemeinen: Ja. Dies Ja aber bedeutet nicht einen Vorwurf für die Hausfrau. Alle Erscheinungen haben ihre Gründe. Weshalb ist denn die Arbeit der Männer so oft organisierter? Ganz einfach deshalb, weil die Männer meist in organisierten, großen Betrieben arbeiten, in Fabriken, Büros, Banken, Werkstätten usw. Diese wohlorganisierten Betriebe aber sorgen in ihrem eigenen Interesse dafür, daß die Arbeitskraft ihrer Angestellten möglichst gut ausgenutzt wird. Der Betrieb selber ersetzt einen großen Teil des Nachdenkens des Einzelnen darüber, wie er am zweckmäßigsten und kräfteparendsten arbeitet. Ungezählte Männer wohl würden, wären sie auf sich selbst angewiesen, nicht die Hälfte dessen leisten, was sie in einem rationalen Betrieb eingeordnet, tatsächlich zu leisten imstande sind.

Die Hausfrau aber ist nicht das Arbeitsglied einer größeren Gemeinschaft. Sie ist auf sich allein angewiesen. Sie arbeitet einsam in der eigenen Klausel, von niemandem beobachtet, von niemandem angestachelt. Kein oberer Wille, keine Organisation ersetzt das, was ihr vielleicht an eigenem Denken, an eigener Organisationsfähigkeit abgeht. Noch gibt es in der Hausführung keine „Sachverständigenräte“, wie viele Industrien sie besitzen: Wo ein Sachverständiger den Betrieb untersucht, die Arbeitsweise beobachtet, und, gestützt auf seine Beobachtungen genau die Fehler des Betriebes bloßlegt, aufdeckt, wo und in welcher Weise mehr geleistet werden könnte, und wie da und da eine rationelle Arbeitseinteilung wirken müßte.

Und dies eben ist das Wesen des Taylorismus, jener durch den Amerikaner Taylor „erfundenen“ wissenschaftlichen Arbeitsweise, sich dies Wissen fruchtbar zu machen: Für jede Arbeit existiert eine beste und kürzeste Art der Verrichtung. Die beste produktivste Art muß auch zugleich die am wenigsten ermüdende sein. Diese beste und bequemste Arbeitsweise muß man unterstützen durch zweckdienliche, bequeme, arbeitssparende Geräte.

Ein oft zitiertes praktisches Beispiel erörterte für jene, die es nicht wissen, kurz das Wesen des Taylorismus: Wenn ein Maurer — dessen

Arbeitsweise noch nicht „wissenschaftlich normallisiert“ ist — einen Stein brauchte, hatte er sich zu bücken und den etwa viereinhalb Pfund schweren Stein aus einem Haufen anderer Steine herauszuheben und ihn zur Mauer zu tragen. Er mußte sein Eigengewicht, sagen wir 80 Kilogramm, jedesmal bücken, um den Stein zu heben — überflüssige Anstrengung und außerdem Zeitverlust, sagt der „Sachverständige“, der diese Arbeit verbessern und erleichtern soll! Er entwirft für den Maurer einen flachen niedern Tisch, der wird in die Nähe des Mauerers gestellt, die Steine, die richtige Seite nach oben, in greifbarer Nähe beim Ausladen nebeneinander auf den Tisch gebeigt. Der Arbeiter muß sich nach dieser Neuerung nicht mehr bücken, muß den Stein nicht mehr hochheben auf die Höhe der Mauer, und er setzt von nun an, und dies ist der Erfolg des Taylorismus, 350 Steine pro Stunde, statt nur 120, wie bei der früheren Methode. Und er braucht nur noch fünf Bewegungen zu machen für dieselbe Arbeit, die vorher achtzehn brauchte.

Ähnliche kräfte- und zeitsparende Arbeitsmethoden auch im Haushalt anzuwenden, ist das Ziel des Taylorismus im Haushalt. Die Schwierigkeiten sind nicht zu verkennen, denn eine Hausfrau befolgt nicht nur eine Arbeit in ewiger Wiederholung, wie der Arbeiter, sondern ihrer eine ganze Reihe. Und bei jeder einzelnen kann Mühe und Zeit eingepart werden, und handelt es sich auch nur um Minuten. Minuten zu Minuten gerechnet gibt gar bald eine Stunde. Beim Geschirrwaschen, Putzen, Fäden, Bügeln, beim Gemüsezurichten, bei jeder einzelnen der ungezählten Hausarbeiten darf sich die Hausfrau zu Trost und Aufmunterung sagen: Es gibt für jede dieser Arbeiten eine Arbeitsmethode, die als die kürzeste, zeit- und kräfteparendste angesprochen werden darf. Sie zu kennen, zu finden, anzuwenden ist ein schönes Ziel für die geistig bewegliche Hausfrau. Geistig beweglich, ja, auch die Hausfrau! Denn je geschulter sie im Denken ist, desto planmäßiger wird sie die Arbeit bewältigen können.

Allerdings: das System allein ist nichts; es ist auch hier der Geist, der lebendig macht.
(Nat.-Ztg.)

Weihnachtsuhr.

Ich habe letzten Winter meinen Kindern eine Weihnachtsuhr gemacht und ihnen damit so viel Freude bereitet, daß ich allen Mütterchen evtl. Vätern raten möchte, dies auch zu tun. Die Herstellung ist ganz einfach: etwas Karton, 12 farbige Bildchen, ein wenig Farbe.

Auf einem runden Karton von ca. 40 cm Durchmesser werden 12 farbige Bildchen angeordnet, wie die Ziffern auf der Uhr. Die Bildchen müssen etwas weihnachtlichen Charakter haben, z. B. ein Samichlaus, ein Englein mit Harfe, ein Schneemann, ein goldener Stern u. s. w. oben, an Stelle der 12, ein Lannbaum. — Ich konnte zum größten Teil alte Ansichtskarten verwenden. — Die leergebliebenen Stellen malte ich innen blau, außen rot. Dann wird ein Zeiger aus Karton geschnitten, mit Goldpapier beklebt, noch eine Schlinge zum aufhängen angeklebt — und die Weihnachtsuhr ist fertig! 12 Tage vor Weihnachten können die Kinder nun anfangen; jeden Tag darf der Zeiger um ein Bildchen weitergerückt werden, so daß am Morgen des 25. der Zeiger auf den Lannbaum zeigt. Es ist reizend, zu sehen, wie sich die Kinder an dieser Uhr freuen, immer wieder die Bildchen betrachten, abzählen, wie manchmal der Zeiger noch vorrücken muß, bis der große Tag da ist.

Die Herstellungskosten sind klein, die Freude daran so groß.
R. Raegeli.